Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Edles Menschtum durch wahre Herzensgüte.

Wer hätte in seinem Leben nicht Menschen, junge oder alte, kennen gelernt, die durch ihre Herzensgüte sich auszeichneten, Menschen, die wahrhaft von Herzen gut, durch ihre Gesinnung gegen den Nächsten und durch ihre Art des Umgangs, durch ihre Milde und Güte, ihre zuvorkommende Liebe gegen ihre Umgebung alle gewannen, mit denen sie in Berührung kamen? — Diese Art, dieser Geist und diese Gesinnung kann in einem Menschen durch sein gutes Naturell, d. i. seine natürliche Gemütsanlage, begründet sein und so auf einer natürlichen Anlage beruhen. Doch die Natur kann nur bis zu einem gewissen Grade gut und gütig machen, namentlich all dem Häßlichen, Widerwärtigen, dem Aufregenden gegenüber, das in der Menschenwelt, im Menschenleben vorzukommen, ja oft sich sozusagen zu häufen pflegt. Die natürliche Güte reicht nicht dazu aus, das Gemüt vor all dem Unguten, all den Ausartungen zu bewahren, die im täglichen Leben so nahe liegen und den Menschen zu unguten Empfindungen und zu allerlei, was nicht gut ist, an- und aufregen können.

Wahre, echte, beständige Herzensgüte hat die Religion zur Grundlage. Sie hat religiöse Beweggründe und ist eine christliche Tugend, die Opfer fordert zu denen die Menschennatur aus sich nicht immer bereit und fähig ist. Sie will erlernt und geübt sein. Zu ihr muß ein Menschenherz schon frühzeitig in der Jugend herangezogen werden. In Haus und Familie ist ihr erstes Uebungsfeld.

Diese Eigenschaft macht schon aus dem Kinde etwas Liebenswürdiges. Sie kann mit dem Alter mit hineinwachsen ins Leben und zum Charakterzug werden und ungemein viel Gutes wirken.

Vor allem liegt diese Charaktereigenschaft der weiblichen Jugend nahe, näher als dem Buben in seiner rauheren Entwicklungsart. Ihm tut zwar auch Güte wohl, wenn sie ihm erwiesen wird, aber zur persönlichen Betätigung dieser Eigenschaft wird er sich nur schwer bereit finden.

Gut sein ist etwas sehr Schönes. Zwar ist es nichts Hohes und Erhabenes, Imponierendes, sondern etwas ganz Einfaches, sozusagen Geringes, das dem Menschenwesen das Gepräge gibt. Es schaut schon aus dem freundlichen Gesicht, es spricht im ruhigen Ton der Sprache, es sitzt sozusagen in der Haltung des Körpers.

Ueberall, wo wahre Herzensgüte waltet, da veredelt sie des Menschenwesen und das Menschenleben, da schafft sie gleichsam in und um sich eine Atmosphäre des Friedens und der Freude.

Ganz anders die lieblose, selbstsüchtige Welt von heute. Das ist ihr Hauptfehler, daß die Herzensgüte, die aus Christo und dem Christentum stammt, ihr fehlt. Wahrlich, um so zu denken, wie die heutige Welt denkt, um selbstsüchtig, lieblos, anspruchsvoll zu sein, braucht man nur seine verdorbene Menschennatur walten zu lassen, dann kommt man von selbst, wie der Dornstrauch zu den Dornen, wie die Brennessel zum Brennen, zu all dem, was dem Nächsten wehtut und was andern schadet.

„Die Natur ist habgierig; sie nimmt lieber, als sie gibt; sie liebt und sucht das Eigene und Besondere; sie neigt zum eigenen Fleisch, zu Eitelkeiten und Zerstreuungen; sie tut alles um des eigenen Gewinnes oder Vorteiles willen, will nichts umsonst tun; — anders die Gnade." (Siehe Nachfolge Christi, 3. Buch, 54. Kapitel.) P. W.

Das Weltbild der Gegenwart und der Katholizismus.

Vortrag von P. Friedr. Muckermann S. J.

Das aktuelle Thema und der in weiten Kreisen bekannte Redner führte eine große Zuhörerschaft vor einigen Tagen in Berlin zusammen, die den vorzüglich vorgetragenen Ausführungen P. Muckermanns über die Stellung des modernen Katholizismus zu den Gegenwartsfragen lauschten. Der Plenarsaal des Reichswirtschaftsrates war überfüllt. Die Kath. Volkshochschule hatte den Vortrag veranlaßt. P. Muckermann skizzierte in seinem Vortrag gleichsam einige Dialoge des Katholiken mit Exponenten herrschender Richtungen. Zu Anfang gedachte der Redner des schwer erkrankten Dr. Sonnenscheins, der sonst den Vortrag eingeleitet hätte, erinnerte an dessen große Verdienste um den deutschen Katholizismus. — „Insula Dei" lautet die Inschrift an einer holländischen Kirche, Insel Gottes, dieses Wort könnte man auch auf den heutigen Katholizismus anwenden; eine Insel inmitten eines anderen. Man hat den Eindruck, daß diese Insel des Gebetes und Opfers nichts zu tun hat mit dem was „draußen" vorgeht, dem Reich von Technik und Wirtschaft. Unwillkürlich muß man an eine Zeit denken, wo diese Trennung nicht bestand, wo alles eine Einheit war, Staat, Kirche und Kultur. Doch — der Mensch ist eine Einheit, trennen kann ich nur in der Idee. Wir sind heute geteilt, es gibt viel schwer zu Vereinendes. Heute ist die Einheit der Persönlichkeit nur schwer und von wenigen zu erringen. Insula Dei! Welche Haltung soll diesem Status gegenüber eingenommen werden? Man spricht viel von den „Apostatenbriefen" Kosmas Lewins. Lewin sieht diese Situation, er möchte sie sogar verewigen. Kirche ist für ihn etwas ganz anderes als diese Welt, sie hat mit Staat, öffentlicher Ordnung nichts zu tun. Muckermann weist diese Haltung energisch zurück, aus drei Gründen, einem metaphysischen Grund: wir haben keine Veranlassung, mitten durch die Dinge eine Kluft zu ziehen, einem ethischen Grund: es ist in keiner Prophezeiung gesagt, daß der gute Wille nur in der katholischen Kirche sei, schließlich aus einem religiösen Grund: das Christentum betrachtet sich als die Wahrheit für alle, und jede Wahrheit hat in sich den Willen zur Propaganda, sie will keine Kluft ziehen, sondern Brücken schlagen. Dazu kommt, daß wir im Menschlichen verbunden bleiben und daß wir keine Klüfte ziehen dürfen, die den Menschen vom Menschen grundsätzlich trennen.

In welcher Weise setzt sich der Katholizismus am besten mit den Ideen seiner Zeit auseinander? Wichtig ist es vor allem, die feindlichen Ideen klarzustellen. Dabei darf allerdings nicht der Bruch übersehen werden, der zwischen offizieller Parteidoktrin und dem von Fall zu Fall sich äußernden Verständnis sich auftut. Die geistige Auseinandersetzung leidet darunter, daß sie vom Politischen so sehr getrennt ist, denn wenn der geistige Mensch die Verantwortung der Realisation vor sich hat, wird er seinen Ideen ganz anders Ausdruck geben.

Wir kommen aus einer Zeit des Nationalismus und in dieser ist die Sehnsucht nach dem Ueber-Nationalen unterdrückt worden. Das Ueber-Nationale drängt aber heute mächtig vor, wir bemerken einen schärferen Drang ins Mysterium. Was wird heute neu geboren? Vor uns haben wir keineswegs eine Zeit des Unterganges. P. Muckermann versuchte zwischen dem, was heute lebendig ist und dem, was im Katholizismus ist, eine Beziehung zu finden. Zunächst sprach P. Muckermann von der Idee der Schönheit, die heute in ganz neuer Weise erwacht, z. B. bei Stefan George, der anfing, das Wort als Kind der Seele, der geistigen Schönheit zu empfinden. Wir wollen aus der ewigen Prosa heraus, wir wollen Festlichkeit, deshalb das erwachende Verständnis für Liturgie. Ein Benediktinermönch, geformt durch die Liturgie, würde sich nach P. Muckermann, mit einem Jünger Stefan Georges verstehen. Vielleicht ist es nötig, könnte der Mönch sagen, den guten Menschen zu schaffen, damit Schönheit sein könne. Du willst als Aesthet zur Schönheit, aber es gibt noch einen anderen Weg. „Das Wort ist Fleisch geworden", dieses Wort wurde lange gebetet, ehe Stefan George von der Verleiblichung des Wortes sprach. Es wären da wohl Dialoge möglich.

Eine andere Gruppe geht von der Idee der Natur aus, wie Bonsels, Schmidtbonn u. a. Ist auch hier ein Dialog möglich? Man sagt dem Katholizismus nach, er sei den Sinnen feindlich, der Natur als solchen. Dies ist keineswegs der Fall. Das Schöpferische ist nicht etwas Animalisches, sondern etwas Geistiges. Dies gehört zur geistigen Naturauffassung. Welchen Einblick in die Natur gewinnen wir, wenn wir sie als gestalteten Geist betrachten! Die katholische Lehre ist, daß an jeder schöpferischen Tat Gott beteiligt ist; in jedem Schwungrad arbeitet die Gotteskraft mit, in der ganzen Welt des Technischen. Ueberall finden wir die Mitarbeit Gottes.

Eine dritte Gruppe ist diejenige, die vom Sozialen ausgeht, die das Soziale nicht theoretisch faßt, sondern miterlebt hat in den letzten Jahren und eine neue Verbundenheit erschlossen hat. Franz Werfel gehört dazu, der mit Vorliebe den kleinen Existenzen nachgeht. Etwas Franziskanisches liegt in solcher Gesinnung. Bei einigen ist jedes dritte Wort „Organisation". Wir sagen: vergißt über der Organisation die Persönlichkeit nicht. Organisation leugnen wir nicht, für uns ist Kirche nicht zunächst Organisation, sondern der persönlich fortlebende Christus. Organisation als solche, weil sie nicht lebendige Persönlichkeit ist, hat nicht das Maß in sich. Christus hat gewußt von den Millionen Galeerensklaven, von dem ersten Spartakus, er hat aber keine Organisation geschaffen, sondern forderte Persönlichkeit.

Eine weitere Gruppe geht vom europäischen Gedanken aus. Es geht um den großen Gedanken der Ordnung: Familie, Volk, Menschheit und es muß betont werden, daß nichts übersprungen werden kann. Der Tempel der Nationen muß auf den Säulen der einzelnen Nationen gebaut sein. Doch auch bei der Größe Volk dürfen wir nicht halt machen. Ueber dem Gedanken der Nation wölbt sich der Gedanke des Reiches Gottes, der als Idee oben stehen muß, damit die Nationen zu ihrer Sendung wachsen können. Auf der anderen Seite dürfen die politischen Unterschiede, die unser Volk zerklüften, nicht überschätzt werden. Auch in der nationalen Frage ist ein Dialog möglich.

Der Katholizismus steht stets als etwas ganz „anderes" da, andererseits als einer, der sich mit allem verbinden kann. Daraus resultiert die Forderung: ein erfüllter Katholizismus, seine gestaltende Kraft muß von uns eingesetzt werden. Daraus ergibt sich der Schenkende, der aus der Fülle schenkt; wir haben mehr zu schenken, als zu fordern. Nichts steht in der Mitte der Christen als die Liebe. Die Katholiken dürfen nicht in bloßer Kritik verbleiben, ohne sich mit schaffender Tätigkeit zu verbinden. Die Forderung des mitleidenden Christen muß erhoben werden. Mitleid ist nötig, denn wir stehen am Lager einer fiebernden Menschheit, derer sich die Kirche erbarmt. Weiter muß die Forderung einer echten Toleranz erhoben werden, nicht einer gewöhnlichen Toleranz, sondern einer echten, die Würdiges toleriert. Wir müssen an die Solidarität aller anständig denkenden Menschen appellieren, zum Schutz der Ordnung, der Humanität im großen Sinne (apparuit humanitas heißt es Weihnachten!) **Unsere Zeit und der Katholizismus sind keine getrennte Welten, sondern Welten, die einander finden wollen in großer Toleranz, in Liebe und in einer unbedingten Hoffnung auf die Zukunft eines Volkes, in dem so viele Kräfte noch lebendig sind.**

Dr. Th.

Für unsere Kleinen.

Auch ein Scherflein.

Von J. Wichner.

Durch ein abgelegenes Tal sollte eine Bahn gebaut und den weltabgeschiedenen Leutlein die Teilnahme am allgemeinen Handel und Wandel und also auch am Erwerbe ermöglicht werden. Weil nun die neue Bahn hauptsächlich den Talbewohnern zugute kam, war es nur billig, daß sie das Unternehmen aus eigenen Mitteln nach Kräften förderten. Es hatten daher die Bauherren einen Aufruf angeklebt und eine Zusammenkunft derjenigen veranlaßt, welche den Bau sowohl des eigenen Vorteiles als auch des Gemeindewohles halber mit klingendem Gelde zu unterstützen gedächten.

Also fanden sich denn auch an einem Sonntage alle Freunde der neuen Bahn im Hauptorte des Tales und in der Gemeindestube ein, und was einer zu geben willens war, das malte der Schreiber feierlich in ein Buch und der Spender fügte seinen Namen dazu oder auch etliche Kreuzlein als Handzeichen, wenn er des Schreibens weniger kundig war.

Aber wie's beim Hergeben schon ist, so war's auch hier. Es erwiesen sich die guten Leute gar zäh und sperrten sich und überlegten hin und her, ob sie des Vorteils nicht umsonst habhaft werden konnten oder wenigstens so billig wie möglich. Da schaute einer auf den andern und drängte einer den andern gegen das große Buch, und es hoffte ein jeder insgeheim, wenn die Abtei und die wenigen Großgrundbesitzer ihr Teil gezeichnet hätten, dann möchte es allbereits langen für das Stücklein Bahn, und es sei dann sein Mittun nimmer vonnöten.

Und obschon sich's bald klar herausstellte, es lange noch nicht, so wollte doch keiner den Anfang machen, bis sich auf einmal der Kohlgruber Veitl, ein blutarmer Kleinhäusler, Taglöhner und Tannenzapfenklauber, durch die Menge drängte, opfermutig vor den Schreiber trat und laut und feierlich verkündete: „Wenn's das allgemeine Wohl gilt, da mag ich auch nicht zurückbleiben, und da will ich auch mein Scherflein beitragen und also zeichne ich für die neue Bahn 200 ganze, gute und klingende Gulden!" Sprach's und griff nach der Feder und tunkte sie ein, daß ihm die Tinte alle drei Schreibfinger färbte, und malte seinen Namen gar dick und weithin sichtbar hinter die zwei bedeutungsvollen Nullen.

Das gab ein allgemeines Staunen unter den Anwesenden. Die Scham begann ihnen im Herzen zu sieden und in die Wangen zu steigen, und nun wollte jeder der erste sein, der's dem Veitl herabtäte, also daß die Bauherren sich seelenvergnügt die Hände rieben und erklärten, nun lange es vollauf; und weil Staat und Land auch bereit seien, es dem Veitl herabzutun oder ihn zu übertrumpfen, werde mit der Bahn bald der Anfang gemacht werden.

Unterdes waren aber im Vorsteher des Dörfleins, in dem der Veitl für gewöhnlich saß, doch gelinde Zweifel über die Zahlungsfähigkeit seines Untergebenen aufgestiegen, und er fragte daher, ob er das Geldlein wohl schon im Strumpfe beisammen habe und wann er's zu opfern gedenke. Da zog sich das Gesicht des Veitl beträchtlich in die Länge, und er tat die Gegenfrage, wie einer denn Bargeld bei ihm vermuten könne; dieses Ding habe den Weg in seine Hütte, wo die Fenster Oelpapier und der Fußboden gestampfter Lehm sei, bisher noch nicht gefunden. „Aber deswegen braucht ihr euch nicht zu ängstigen, ihr Herren", fuhr der Veitl fort. „Erst vor sechs Wochen hat mich der Forstwart von einer zaundürren Tanne hinweg beim Kragen aus dem Walde gezogen und vors löbliche Gericht gestellt, und das hat mich mit gläsernen Augen angeblinzelt und hat mir 10 Gulden hinaufgesetzt. Aber ich — ich dürfe sie absitzen, die 10 Gulden, hat der Richter gemeint. Und ich hab' sie auch abgesessen in etlichen Tagen, und also will ich auch die 200 Gulden kurzweg absitzen zum allgemeinen Besten!"

Das war das Scherflein, welches der Kohlgruber Veitl zum Bahnbau beisteuern wollte. Und obschon die Herren damit nicht gar viele Holzschwellen legen und nicht gar viele Eisenschienen festnageln konnten, so waren sie mit seiner Schalkhaftigkeit für diesmal doch zufrieden; denn er hatte die Geldbeutel der Talbewohner zur rechten Zeit geöffnet, und es war keiner gewillt, was er einmal gezeichnet hatte, gleich dem Veitl — abzusitzen.

In der Winternacht.

Von F. W. Weber.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
spürst du, was Gutes der Winter tat. —

Und deucht die Welt dir öd und leer,
und sind die Tage dir rauh und schwer,
sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.